

Die Modellierung des Selbst

Von Thomas Alkemeyer

Der sportliche Körper ist zu einem zentralen Medium der öffentlichen Selbstinszenierung geworden. Seine vielfältigen Praktiken und Darbietungsformen gehören zu einer sozial-distinktiven Repräsentationsarbeit, mit der sich unterschiedliche soziale Milieus aus den mittleren Regionen des sozialen Raums sinnfällig erzeugen und voneinander abgrenzen. Paradigmatisch verkörpern die Selbstoptimierungen des Fitnesssports und die kreativ-flexiblen Praktiken neuer popkultureller Sportarten des Gleitens, Rollens und Fliegens den Geist eines neuen, ‚flüssigen‘ Kapitalismus und das ideologische Bild des ‚unternehmerischen Selbst‘.

The sportperson's physique has become a prime medium of public self-representation. The many various forms and shapes belong to a socially distinctive process of representation, in which different social milieus in the middle region of society establish sensual images and separate themselves from other groups. The self-optimization of fitness training and the creative, flexible forms of popcultural sports involving gliding, rolling and flying embody a paradigm of the spirit of a new, "fluid" capitalism and the ideological image of the "entrepreneurial individual".

Wer heute durch eine Großstadt streift, sieht vieles, was in den 1960er Jahren noch nicht zu sehen war: Jogger, die in exhibitionistischer Sportkleidung ihre Kilometer bolzen, Inlineskater beim virtuosens Slalom um Fußgänger, auf Treppenstufen krachende Skateboarder, sanft vorbei surrende Bikes oder Menschen aller Altersgruppen, die sich hinter den gläsernen Fassaden der Fitnessstudios auf Laufbändern und an Kraftmaschinen mühen.

Im Mittelpunkt dieser Veränderungen steht der Körper mit seinen Praktiken und Darbietungsformen. Vor 40 Jahren hatte er noch wenig Gelegenheit zur öffentlichen Selbstdarstellung, erst recht nicht zur Show. Das Körperliche hatte seine Orte nicht im öffentlichen Raum, sondern hinter den Mauern der privaten Lebenswelten oder in den aus dem städtischen Leben ausgegliederten Spezialräumen von Sporthallen und Tanzclubs. Heute dagegen macht das demonstrative Spiel mit dem Körper, seine auf Wirkung berechnete Formung und Gestaltung, das Großstadtleben bis zum Überdruß ‚sexy‘. Elemente des Sportlichen verbinden sich mit unterschiedlichen Lebensstilen und durchdringen das gesellschaftliche Leben.

Dass mit Kleidungsstilen und Gesten Selbst- und Weltbilder aufgeführt werden, ist nicht neu. Jedoch scheint die Verflechtung zwischen dem Körperlichen und dem Sozialen heute besonders tief zu gehen. In Sozialisation und Erziehung eingeschlifene Bewegungsmuster und Haltungen werden in Trainingsprozessen systematisch ‚ausgearbeitet‘ oder umge-

formt. Dreh- und Angelpunkt der vielfältigen, von der Ernährung bis zur plastischen Chirurgie reichenden Techniken der Modellierung des Selbst ist das Bild des sportlichen Körpers. Er ist wichtiger als der ganze modische Chic, der darüber gezogen wird. Nur ausgezogen zeigt er seine Geformtheit tatsächlich und bezeugt die Lebensführung der Person: ihr Ernährungsverhalten, ihr Gesundheitsbewusstsein, ihre Fähigkeit zur Selbstdisziplin, ihren Willen zum Stil. Umgekehrt droht als faul, stilllos, letztlich überflüssig zu gelten, wer nicht in der Lage zu sein scheint, seinen Körper (visuell) unter Kontrolle zu halten.

Bühne der Distinktionen

Die Gestaltung des eigenen Körpers ist Teil einer ‚Bildungsarbeit‘ (Pierre Bourdieu), die die Akteure an sich selbst vollziehen. Sie geben sich damit eine erkennbare soziale Form. Praktiken der Selbstformung entstehen nicht isoliert, sondern im gesellschaftlichen Raum. Ähnlich wie eine Soziologie der Musik ihren Gegenstand verfehlt, wenn sie sich nur mit Rahmenbedingungen der Musikproduktion befasst, wie dem Einkommen, dem Rollenverständnis oder der Arbeitssituation von Musikern, nicht jedoch mit der Praxis des Musizierens selbst, d.h. damit, wie Musik wirklich gemacht wird, bliebe auch eine Soziologie des Körpers

Während Triathleten sich als überdurchschnittliche Individuen modellieren ...



und der (sportlichen) Bewegung unzureichend, würde sie nicht Gesellschaftliches in den Formen der körperlichen Praktiken selbst aufspüren wollen. So zeigen sich in den unterschiedlichen Ausprägungen des Sporttreibens die sozial-distinktiven Geschmäcker, Beurteilungskriterien, Denkstile und Selbstbilder von Männern und Frauen aus unterschiedlichen sozialen Milieus. Sie sind Teil einer gesellschaftlichen Repräsentationsarbeit, mit der diese ihr Anderssein körperlich-sinnlich erkennbar machen und sich zugleich auf spezifische Weise erzeugen: das Repräsentierte existiert nicht ohne diese Repräsentationsarbeit.

Aus einer theoretisch-empirischen Untersuchung zur „Aufführung der Gesellschaft im Spiel“ im Rahmen des Berliner Sonderforschungsbereichs „Kulturen des Performativen“ (an der Gunter Gebauer, Bernhard Boschert, Uwe Flick, Robert Schmidt, Vanessa Schwabe, Anja Wiedenhöft und der Autor beteiligt waren) wissen wir, dass zwischen den Akteuren so disparater Sportarten wie Handball, Triathlon und Inlinehockey keine wesentlichen sozialen Unterschiede bestehen. Obwohl diese Praktiken mit völlig verschiedenen Sportverständnissen und Lebensstilen zusammenhängen, stammen alle Aktiven aus einem mittleren Bereich des sozialen Raumes. Offenbar brodelt es gerade in diesen Regionen recht heftig. Hier herrscht strukturell ein so hoher Unterscheidungsdruck, dass die Akteure zum ständigen Umarbeiten ihrer Lebensstile und zum ‚Neuerfinden‘ ihrer sozialen Identität gedrängt werden. Zwar befinden sich die Sportlerinnen und Sportler auf annähernd derselben sozialen Rangstufe, jedoch besetzen sie auf einer horizontalen Dimension gegensätzliche symbolische und kulturelle Positionen. Traditionelle Sportarten wie Handball haben ihre geronnenen, von der Außenwelt abgeschirmten Funktionsräume und Behausungen für die ‚Vereinsfamilie‘. Festgelegte Trainings- und Wettkampfzeiten verleihen dem Alltagsleben eine rhythmische Struktur; Rituale beschwören den Kollektivgeist; die Regeln sind schriftlich fixiert, die Bewegungsformen kodifiziert; strukturelle Rahmungen geben den Aktiven wie ein Stützkorsett Form und Halt. Für viele, die in das Feld des traditionellen Sports eintreten, sind Tradition und Stetigkeit wichtig. Der Drang zu Neuerung, ästhetischer Selbstdarstellung und individueller Besonderung als Markenzeichen eines aktuellen Körperkults werden von ihnen als unpassend und gekünstelt abgelehnt.

Ganz anders die von uns untersuchten



... beschwören Fußballer in Ritualen den Kollektivgeist.

Triathleten: Sie zeigen zusammen mit einem ausgeprägten Abgrenzungsbedürfnis gegenüber den unteren Schichten, wie den als ‚dick‘, ‚niveaulos‘, und ‚proletenhaft‘ bezeichneten Fußballern, eine stetige Suche nach dem Neuen, Besonderen, Exklusiven. Die Sportart ist prädestiniert dafür. Sie ist in dem Sinne ‚verrückt‘, als sie aus drei Ausdauerdisziplinen zusammengesetzt ist, die aus der Perspektive eines klassischen Sportverständnisses aufgrund ihrer gegensätzlichen physischen und motorischen Anforderungen an ein und dieselbe Person für unvereinbar gehalten werden. Als Intensivierung, ja Eskalation herkömmlichen Sporttreibens bietet Triathlon seinen Akteuren die Möglichkeit, ein biographisch angelegtes Streben nach Exklusivität und Aufstieg im Raum des Kulturellen auszuleben, ohne gesellschaftlich wirklich aufzusteigen. Die extreme Praxis dient der Akkumulation außergewöhnlicher Erfahrungen, die es den Athleten gestatten, sich selbst zu verändern. Triathleten modellieren sich als überdurchschnittliche Personen. Dies setzt eine hohe Investition an Leidenschaft voraus, verlangt unerbittliche Härte gegen sich selbst, einen ständigen Kampf gegen die Schwächen und Unwägbarkeiten des eigenen Körpers. Wie es in der Welt des Triathlons keine ‚nutzlose‘ Zeit geben darf, so werden auch ‚überflüssige

Pfunde‘ als tote, wertlose Masse betrachtet. Viele Triathleten reden vom eigenen Körper wie von einer Maschine, die möglichst reibungslos Energie in Leistung umsetzen soll. Dazu bedarf der Körper ständiger Kontrolle, besorgter Zuwendung und intensiver Pflege. Rigides Zeitmanagement, harte Trainingsarbeit und asketische Lebensführung lassen die eigene Person größer werden.

Individualität als Produkt körperlicher Selbsttechniken

Triathlon zeigt einige typische Züge neuerer, ‚postkonventioneller‘ Körper-Spiele, die in den letzten Jahrzehnten gerade außerhalb der abgegrenzten Räume und institutionalisierten Rahmenwerke des klassischen Sports entstanden sind. Ihre Akteure finden sich eher am ‚kulturellen‘, avantgardistischen Pol der mittleren sozialen Lagen, wie im Milieu der ‚modernen Performer‘ (Sinus Sociovision 2002), die mit den verschiedenen Möglichkeiten zur persönlichen Selbstverwirklichung, Stilisierung und Inszenierung experimentieren und mit ihren Selbstdarstellungen den öffentlichen Raum dominieren. Hier vor allem ist der Körper in einem historisch neuen Ausmaß zum Gegenstand von Selbstgestaltungen geworden. Ein explosionsartig wachsender Markt mit einem breit gefächerten Angebot an Körperimages, populären Mythologien und

Ratgebern reagiert auf steigende Nachfragen und trägt seinerseits zu deren Produktion bei. Die Akteure können auf der Basis ihres sozialen Geschmacks aus diesem Angebot auswählen, sich in Eigenregie einen erkennbaren körperlichen Habitus zulegen und ihrem Leben einen bestimmten Stil verleihen. Stilistische Ensembles aus Kleidungs-codes, Tätowierungen, Piercings, modischen Attributen, Bewegungsmustern und Körpermodellierungen schreiben nach Aufmerksamkeit. Sie sollen ausdrücken, wohin die Person sozial gehört und welche Lebenseinstellungen sie hat. Die soziale Positionierung und der Ausdruck innerer Haltungen werden vom unbekleideten Körper her aufgebaut und setzen sich bis in die Kleidung und modische Accessoires wie Sonnenbrillen („Oakley“), ‚space‘ Helme und mit dem Körper gleichsam verschmelzende High-Tech-Geräte (Bikes, Inlineskates etc.) fort. Kleidung, modische Attribute und technische Artefakte verhüllen den Körper nicht, sondern lenken die Aufmerksamkeit auf ihn, heben seine Form hervor, unterstreichen seine Muskulatur. Sie dienen der Selbststeigerung und dehnen die Person aus. Der künstlich erweiterte Körper ist zum vielleicht wichtigsten Teil der Person geworden: er ist die sichtbare soziale Form des Subjekts.

Diese Form ist wandelbar. Vor allem am ‚kulturellen Pol‘ des um Distinktion bemühten Kleinbürgertums ist eine ausgeprägte Suche nach Körpertechniken zu beobachten, mit denen die Akteure neue körperliche Haltungen erzeugen und vortragen können, die sich durch die Distanzierung und Umarbeitung lebensgeschichtlich erworbener habitueller Prägungen auszeichnen. Die Spitze des Eisberges bilden die so genannten Risikosportarten, die seit einiger Zeit mit triumphierendem Getöse an das Licht der Öffentlichkeit drängen. In ihrem bühnenartigen Aufführungscharakter demonstrieren sie den Wunsch, an den Gittern des Gewöhnlichen zu rütteln, sich ohne die üblichen Sicherheitsvorrichtungen zu exponieren und erwarteten Normalitätsanforderungen scheinbar eigene Normen entgegenzusetzen. Das Sich-Riskieren und -Ausprobieren in vergleichsweise gewagten Bewegungen des Rollens, Gleitens, Springens, Schwebens und Fliegens ist die Voraussetzung für eine (Re-) Konstruktion vom ‚Normalen‘ sich abhebender körperlicher Haltungen und Stile: die Selbstgestaltung beginnt mit dem Abschütteln des Mitgebrachten. Es ist, als gerate der Körper in einen neuen sozialen Aggregatzustand: er erscheint weder als eine feste und träge Materie, die

Dauerhaftigkeit garantiert, noch als starres gepanzertes Bollwerk, sondern als plastische, modellierbare Masse.

In solchen Praktiken artikuliert sich ein Verständnis von Subjektivität nicht als gegebene Substanz, sondern als Produkt und technisch-künstliche Konstruktion, d.h. als eine Form, die in performativen Praktiken erzeugt und verändert werden kann. Durch diese Praktiken drückt sich kein Subjekt aus, es taucht vielmehr in ihnen auf: es erschafft sich selbst, bildet sich um, macht sich für andere sichtbar und identifizierbar.

Vom ‚Normalen‘ kann man sich allerdings niemals vollständig lösen; es bleibt an der Person haften und durchdringt ihren Körper auch dann, wenn sie sich ausprobiert und wie auf einer Bühne bewegt. Zu jeder körperlichen Performance gehört untrennbar das Geschlecht des aufführenden Körpers. Sport ist ein prominenter Bereich der Naturalisierung kultureller Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit – und damit ein ideales Feld für ihre kritische Analyse. Ein Merkmal des Körpergebrauchs in vielen neuen Sportarten ist, dass auch die traditionellen Geschlechtscharaktere erprobt werden: ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ werden in den sportlichen Praktiken selbst modelliert. Dabei werden sowohl Verschiebungen in der öffentlichen Repräsentation weiblicher Körper sichtbar, z.B. eine zunehmende Verbreitung betont athletischer Frauenkörper, die in einer traditionellen Perspektive als Maskulinisierung des Weiblichen gedeutet wird, wie auch konservierende oder retardierende Inszenierungen einer Männlichkeit, deren (ästhetischer und erotischer) Wert sich danach bemisst, hohe körperliche Investitionen auf sich zu nehmen, Risiken einzugehen und mögliche Entstellungen wie Narben oder platte Nasen nicht zu fürchten.



Risikosport: Der Wunsch, an den „Gittern des Gewöhnlichen zu rütteln“.

Verflüssigungen und der neue Geist des Kapitalismus

Wenn man, wie wir in unseren Forschungen, davon ausgeht, dass körperorientierte Praktiken und Spiele eine Indikatorfunktion für gesellschaftlichen Strukturwandel haben, dann liegt es nahe, solche mikrologischen Praktiken der Verflüssigung körperlich-habitueller Prägungen und der Neu-Bildung der Person auf veränderte gesellschaftliche Anforderungen im Zeichen neo-liberaler ‚Flexibilisierung‘ zu beziehen, die insbesondere den schillernden Begriff der ‚Selbstregierung‘ für sich beschlagnahmt hat. Dieser einst von Marx zur Artikulation der mit Zukunft geladenen Erfahrungen der Pariser Kommune benutzte Begriff („Selbstregierung der Produzenten“) steht heute im Zentrum einer Ideologie des ‚unternehmerischen Selbst‘, das innovativ, engagiert und flexibel das Nötige tut, ohne äußerer Anweisungen zu bedürfen. Unter diesem Blickwinkel erweisen sich die Rhetoriken wie Praktiken der Selbstregierung und des Endes der Konformität als Dimensionen einer überaus widersprüchlichen Subjektivierungsform kreativer Konformität, bei der die Akteure ihr Selbst aus freien Stücken - autonom - so regieren, dass es in die herrschenden Anforderungen hineinpasst. Zugespielt: Während der in den Formierungsanordnungen von Turnhallen, Fabriken

und Bürosälen von außen geformte und disziplinierte Körper das Idealsubjekt des Fordismus repräsentierte, verkörpern die Selbstoptimierungen des Fitnesports und die ebenso flexiblen wie kreativen Praktiken neuer popkultureller Sportarten paradigmatisch den Geist eines neuen, ‚flüssigen‘ Kapitalismus. Sie geben „der Haltung einer Epoche“ (Brecht) eine physische Gestalt und etablieren im sozial schwerelos Raum sportlicher Spiele neue Körper- und Selbst-Gestaltungen als hegemoniale Formen.

Mit der Neudefinition der Rolle des Staates, in deren Zusammenhang eine gouvernementale Politik der Regulierung individuellen Verhaltens (z.B. Kampagnen gegen das Rauchen oder ‚Übergewicht‘ in der Gesundheitspolitik) an die Stelle einer großen, gesamtgesellschaftlichen Agenda tritt, sehen sich zunehmend mehr Lohnabhängige mit der Zumutung konfrontiert, die als Fitness artikulierte Fähigkeit zur permanenten Anpassung an gesellschaftliche Veränderungen ‚autonom‘ einzuüben und darzustellen. Am eigenen Körper beglaubigt sich die Fähigkeit zur Selbstregierung und damit die eigene employability. Allem Anschein nach geht der Unterschied zwischen den ‚Beschäftigungsfähigen‘ und denjenigen, deren Arbeitsvermögen nicht mehr nachgefragt wird, in dem Maße buchstäblich unter die Haut, wie die Politiken des Verhaltens dazu tendieren, vermeintlich ungesund lebende Menschen als gesellschaftliche Abweichter zu stigmatisieren und die körperliche Erscheinung zum sichtbaren Beleg für die An- bzw. Abwesenheit immaterieller Tugenden wie Selbstdisziplin oder Verantwortungsbewusstsein werden zu lassen. Da die Schichtzugehörigkeit entscheidenden Einfluss auf das Verhältnis zum eigenen Körper und damit die Lebensführung hat, hält über die Gesundheitspolitik, so steht zu befürchten, auch die Klassenfrage wieder Einzug in die Moral. In der Logik von Politiken, die Gesundheit, Lebensführung und körperliche Erscheinung ausschließlich in die Selbstverantwortung der Einzelnen überführen, drohen Lebensführungsstile und körperliche Habitus (im Plural), die von den Modellen der hegemonialen Klassenfraktionen abweichen, moralisch geächtet und womöglich ökonomisch bestraft zu werden.

Blick auf neue gesellschaftliche Felder

Sportliche Praktiken sind ein Musterbeispiel für sozialstrukturell eingebettete Formen einer Bildungsarbeit am Selbst. In

diesen Praktiken entwickeln die Akteure bestimmte, sich von Milieu zu Milieu oder bei Frauen und Männern unterscheidende, mitunter neue Verhältnisse zu sich selbst. Sie beziehen sich selbst gegenüber Stellung, verschaffen sich Gewissheit darüber, wer bzw. wie sie sind, oder experimentieren mit sich selbst. Da sich an ihnen vortrefflich beobachten lässt, wie sich Menschen zum Gegenstand von Selbstgestaltungen machen, wie sie sich eine körperliche Form geben, aufs Spiel setzen oder neue Formen ausprobieren, sind sie ein überaus geeignetes Untersuchungsfeld für Subjektivierungspraktiken.

Plastisch hat Loic Wacquant in seiner Studie „Leben für den Ring“ (2001) auf der Grundlage der Sozialtheorie Pierre Bourdieus in gleichsam auto-ethnografischen Beschreibungen rekonstruiert, wie sich im pluri-sensoriellen Raum eines Boxgym in Serien von Übungen und Sparringskämpfen allmählich ein boxerischer Habitus bildet. Im Zentrum seiner Beschreibungen stehen die tiefgreifenden körperlichen wie psychischen Veränderungen, die sich im Trainieren und Kämpfen an ihm selbst vollziehen: die Veränderungen des Schmerzempfindens und der Reflexe, die Ausbildung der Fähigkeit zu einem boxerischen Sehen usw. Dabei behält Wacquant die allgemeine Bedeutung seines besonderen Gegenstandes stets im Blick: Ausdrücklich möchte er zeigen, was die spezifische Logik des Boxens über die Logik jeglicher Praxis zu erkennen gibt.

In bereits begonnenen und zukünftig weiterzuführenden Forschungen wollen wir Wacquants Programm in methodologischer Perspektive beim Wort nehmen. Von der Einsicht ausgehend, dass jede Subjektivierung Züge physischer Trainings- und Bildungsprozesse zeigt, in deren Verlauf zusammen mit dem Einschleifen körperlicher Haltungen, Gesten und Geschicklichkeiten innere Formen und Stile des Wahrnehmens, Erkennens, Denkens und Beurteilens ausgebildet werden, soll unser in der Vergangenheit am Sport gewonnener analytischer Blick nun auch auf andere gesellschaftliche Bereiche, wie die Subjektivierungspraktiken in Bildungsinstitutionen, gerichtet werden, um auch hier die Körperlichkeit dieser Praktiken auszuleuchten. Im Sinne des so genannten "othering", des ethnographischen Befremdens der eigenen Kultur, soll gezeigt werden, dass aus der Übertragung eines an der sportlichen Praxis geschulten Blicks auf andere Felder auch für diese Neubeschreibungsgewinne erzielt werden

können. Erste, bereits auf verschiedenen Tagungen in der Soziologie und der Erziehungswissenschaft vorgestellte Situationsbeschreibungen aus Oldenburger Schulen akzentuieren insbesondere die Einübung körperlicher Praktiken, Gesten und Fertigkeiten des Schullalltags als Bestandteil der Inkorporierung bestimmter, im schulischen Mikrokosmos anzueignender Weltbezüge, Werte und praktischer Schemata, wie z.B. beim Training einer abstrakten Idee demokratischer Partizipation im konkreten Setting eines Sitzkreises.

Die paradoxe Aufgabe solcher Beschreibungen besteht darin, „etwas zur Sprache zu bringen, was selbst nicht Sprache ist“ (Stefan Hirschauer). In dem Maße, wie dies gelingt, sind die Voraussetzungen dafür geschaffen, die in der Praxis normalerweise undurchsichtbaren Prozesse der Inkorporierung des Sozialen zu erhellen, herrschende Subjektivierungspraktiken mit Alternativen zu konfrontieren und den Subjekten die Möglichkeit zu eröffnen, die komplexen Beziehungen zwischen Fremd- und Selbstgestaltungen reflektiert mitzubestimmen.

Der Autor



Prof. Dr. Thomas Alkemeyer, Sportsoziologe am Institut für Sportwissenschaft und Angehöriger des Instituts für Soziologie, studierte Germanistik, Sportwissenschaft und Philosophie an der Freien

Universität Berlin, wo er 1995 promovierte und sich im Jahr 2000 habilitierte. Zwischen 1986 und 2001 war er dort am Institut für Sportwissenschaft und am Institut für Philosophie als Wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Assistent tätig, zwischenzeitlich vertrat er in Jena die Professur für Sportsoziologie. An der Freien Universität gehörte Alkemeyer dem Sonderforschungsbereich „Kulturen des Performativen“ als Mitarbeiter und Projektleiter an. Auch seit seiner Berufung an die Universität Oldenburg (2001) ist der Wissenschaftler dem Berliner Forschungsprojekt eng verbunden. Alkemeyer ist Sprecher der Sektion „Philosophie des Sports“ der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft (dvs), DFG-Sondergutachter für den Bereich Sportsoziologie sowie Mitherausgeber der Fachzeitschriften „Sport und Gesellschaft - Sport and Society“ und „SportZeiten“.